

## Hinweise für Schüler

- Aufgabenauswahl:** Von den vorliegenden 5 Aufgaben ist *e i n e* auszuwählen und vollständig zu bearbeiten.
- Bearbeitungszeit:** Die Arbeitszeit beträgt 240 Minuten; zusätzlich stehen 30 Minuten Lesezeit für die Wahl der Prüfungsaufgabe zur Verfügung.
- Hilfsmittel:** Duden der deutschen Rechtschreibung oder ein Nachschlagewerk zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung
- Sonstiges:**
- Betr. Aufgabe 1:  
Wenn Sie sich auf eine Ganzschrift beziehen, die Sie aus dem Unterricht kennen, können Sie die Textvorlage nutzen.
  - Geben Sie auf der Reinschrift die bearbeitete Aufgabe an und numerieren Sie die Seiten fortlaufend.
  - Für die Bewertung gilt die Reinschrift. Entwürfe können ergänzend zur Bewertung nur herangezogen werden, wenn sie zusammenhängend konzipiert sind und die Reinschrift etwa 3/4 des erkennbar angestrebten Gesamtumfangs umfaßt.

## Aufgabe I

Max Frisch: **Tagebuch 1946 - 1949  
- Zur Schriftstellerei -**

„Was wichtig ist: das Unsagbare, das Weiße zwischen den Worten, und immer reden diese Worte von Nebensachen, die wir eigentlich nicht meinen. Unser Anliegen, das eigentliche, läßt sich bestenfalls umschreiben, und das heißt wörtlich: man schreibt darum herum. Man umstellt es.“

*Setzen Sie sich mit diesem Zitat auseinander!*

*Verdeutlichen Sie Ihre Gedanken an einem Leseerlebnis Ihrer Wahl!*

## Aufgabe II

Stefan Zweig: **Die Kunst des Briefes**

*Stellen Sie die Argumentation Stefan Zweigs unter inhaltlichem und formalem Aspekt dar!*

*Erörtern Sie die Gedanken des Autors!*

*(Sie können diese Aufgabe auch in Form eines Briefes an Stefan Zweig lösen.)*

## Aufgabe III

Kurt Marti: **Neapel sehen**

*Analysieren und interpretieren Sie den Text von Kurt Marti!*

*Gehen Sie dabei exemplarisch auf die sprachlichen Besonderheiten ein, die Ihnen für das Textverständnis und die Deutung wichtig erscheinen!*

*Finden Sie den Zusammenhang von Titel und Handlungsweise der Hauptfigur heraus!*

## Aufgabe IV

Hanns-Marcus Müller: **Über allen Gipfeln sind Fragen**

*Stellen Sie die inhaltlichen Schwerpunkte und die formalen Besonderheiten des Textes dar!*

*Untersuchen Sie anschließend die Kommunikationssituation und den Kommunikationsverlauf zwischen dem Dozenten und den Studenten!*

*Setzen Sie die Autorenposition in Beziehung zu eigenen Kommunikationserfahrungen!*

## Aufgabe V

Sarah Kirsch: **Fluchtpunkt**  
Erich Kästner: **Die Zeit fährt Auto**

*Analysieren und interpretieren Sie vergleichend die beiden Gedichte nach Inhalt und Form!*

## Text zur Aufgabe II

Stefan Zweig (1881 - 1942)

### Die Kunst des Briefes

Eine edle und kostbare Kunst scheint ihrem Ende entgegenzugehen: die Kunst des Briefes. Was sie so wundervoll machte und ihr ein so weit verbundenes Leben, einen so einzigen Reichtum verliehen hat, war, daß diese Kunst nicht wie alle andern allein an die Künstler gebunden blieb: jedem einzelnen Menschen war es gegeben, seinen Augenblicken inneren Aufschwungs und einer nur vorübergehend in ihn eingebrochenen Beseelung im Briefe Ausdruck zu verleihen. Man gab einem Freunde, einem Fremden, was man vom Tage empfing, ein Geschehnis, ein Buch, ein Gefühl, gab es weiter mit leichter Hand, ohne die Präention eines Geschenks, ohne die gefährliche Anspannung, für ein Kunstwerk verantwortlich zu sein. So entstanden in vergangenen Zeiten zahllose kleine Wunder der Wahrheit in einer stillen Welt, in der noch der Brief bindende Kraft und die Botschaft von Mensch zu Mensch still beschwörende Gewalt hatte.

Aber diese edle, diese reine Kunst des Briefes scheint zu Ende zu gehen. Ihr erster Vernichter war die Zeitung, in der alles für alle geschrieben ist, in der die Nachrichten, die sonst abgetönt dem einzelnen zugesprochen waren, in sachlicher und kalter Form dem Massengebrauch dargeboten werden. Der zweite Vernichter war die Schreibmaschine, die das Wort enteelt und jenes geheime Bildnis, das jeder Mensch in seiner Schrift von sich gibt, wie hinter einem kalten Spiegel verschwinden läßt; die dritte Vernichtung kam vom Telephon, wo die Menschen nun mit der ihnen zugemessenen Hast alles einander berichten können, ehe es noch warm in das Innere, in das lebendige Blut gedrungen ist. So sind in den Millionen Briefblättern, die jeder Tag in schweren Säcken, in Karren durch die Städte schleppt, kaum mehr ein Dutzend lebendiger und gestalteter Worte, und ganz schon verloren jene einsame Anstrengung, jene für uns schon ganz unfaßliche Liebe, mit denen die Vorfahren unseres Blutes und unseres Geistes einst ihre Briefe schrieben. Ich weiß nicht, ob auch andere die gleiche Beschämung empfinden; aber jedesmal, wenn ich im Goethehaus stehe und dort sehe, wie der erlauchteste Meister des deutschen Wortes, dem die Feder wie unter Magie in der Hand gehorchte, wichtige und sogar belanglose Briefe zwei- oder dreimal konzipierte und korrigierte, ehe er sie der Absendung für reif erachtete, oder wie Nietzsche Entwürfe fast jeden Schreibens mit eigener Hand anfertigte - dann überfällt mich immer die Frage, wieviel von uns unendlich Ärmeren des Wortes, unendlich weniger sicheren Menschen noch den Fleiß und die sittliche Geduld haben, einem zufälligen Briefe so viel Liebe und Ehrfurcht zu widmen. Wir haben alle, oder fast alle, den Brief neben die Kunst gestellt: er dient bei den Künstlern heute noch manchmal im Kunstgeschäft, manchmal in der Kunstpolitik, fast niemals aber mehr gewähren wir ihm den Anspruch, selbst ein Kunstwerk zu werden oder zu sein.

Aber ein wie Geheimnisvolles ist damit von uns gegangen, daß wir dem Brief unsere Liebe nahmen! Dadurch, daß jeder Brief sich immer an einen Einzelnen wendet, an einen bestimmten, dem Gefühl gegenwärtigen Menschen, wurde er unwillkürlich zum Doppelbildnis des Sprechenden. Unbewußt antwortete die Stimme des Angesprochenen, und dieses Fluidum von Gemeinsamkeit strahlte eine Vertrautheit aus, die offen war und intim zugleich, beredt und verschwiegen, vertraulich und verbergend in einem. Manche Dinge vermochten überhaupt nur in diesem unbeschreiblichen Tonfall ausgesprochen zu werden, den die Rede zu zweien hat, und vielleicht sind manche der seelenvollsten Mitteilungen unserer Zeit nur darum verloren, weil wir diese Kunst des Briefes verlernt zu haben scheinen.

(Auszug aus Stefan Zweigs Nachwort zu Otto Heuscheles „Briefe aus Einsamkeiten“, 1924)

aus: Stefan Zweig. Die Monotonisierung der Welt. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988

## Text zur Aufgabe III

Kurt Marti (geb. 1921)

### Neapel sehen \*

Er hatte eine Bretterwand gebaut. Die Bretterwand entfernte die Fabrik aus seinem häuslichen Blickkreis. Er haßte die Fabrik. Er haßte die Maschine, an der er arbeitete. Er haßte das Tempo der Maschine, das er selber beschleunigte. Er haßte die Hetze nach Akkordprämien, durch welche er es zu einigem Wohlstand, zu Haus und Gärtchen gebracht hatte. Er haßte seine Frau, so oft sie ihm sagte, heut nacht hast du wieder gezuckt. Er haßte sie, bis sie es nicht mehr erwähnte. Aber die Hände zuckten weiter im Schlaf, zuckten im schnellen Stakkato der Arbeit. Er haßte den Arzt, der ihm sagte, Sie müssen sich schonen, Akkord ist nichts mehr für Sie. Er haßte den Meister, der ihm sagte, ich gebe dir eine andere Arbeit, Akkord ist nichts mehr für dich. Er haßte so viele verlogene Rücksicht, er wollte kein Greis sein, er wollte keinen kleineren Zahltag, denn immer war das die Hinterseite von so viel Rücksicht, ein kleinerer Zahltag. Dann wurde er krank, nach vierzig Jahren Arbeit und Haß zum ersten Mal krank. Er lag im Bett und blickte zum Fenster hinaus. Er sah sein Gärtchen. Er sah den Abschluß des Gärtchens, die Bretterwand. Weiter sah er nicht. Die Fabrik sah er nicht, nur den Frühling im Gärtchen und eine Wand aus gebeizten Brettern. Bald kannst du wieder hinaus, sagte die Frau, es steht jetzt alles in Blust. Er glaubte ihr nicht. Geduld, nur Geduld, sagte der Arzt, das kommt schon wieder. Er glaubte ihm nicht. Es ist ein Elend, sagte er nach drei Wochen zu seiner Frau, ich sehe nur immer das Gärtchen, sonst nichts, das ist mir zu langweilig, immer dasselbe Gärtchen, nehmt einmal zwei Bretter aus dieser verdammten Wand, damit ich was anderes sehe. Die Frau erschrak. Sie lief zum Nachbarn. Der Nachbar kam und löste zwei Bretter aus der Wand. Der Kranke sah durch die Lücke hindurch, sah einen Teil der Fabrik. Nach einer Woche beklagte er sich, ich sehe immer das gleiche Stück Fabrik, das lenkt mich zu wenig ab. Der Nachbar kam und legte die Bretterwand zur Hälfte nieder. Zärtlich ruhte der Blick des Kranken auf seiner Fabrik, verfolgte das Spiel des Rauches über dem Schlot, das Ein und Aus der Autos im Hof, das Ein des Menschenstromes am Morgen, das Aus am Abend. Nach vierzehn Tagen befahl er, die stehengebliebene Hälfte der Wand zu entfernen. Ich sehe unsere Büros nie und auch die Kantine nicht, beklagte er sich. Der Nachbar kam und tat, wie er wünschte. Als er die Büros sah, die Kantine und so das gesamte Fabrikareal, entspannte ein Lächeln die Züge des Kranken. Er starb nach einigen Tagen.

\* „Neapel sehen und sterben“ - geflügeltes Wort

aus: Kurt Marti. Wen meinte der Mann?

Gedichte und Prosatexte, Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 1990

## Text zur Aufgabe IV

Hanns-Marcus Müller (geb. 1961)

### Über allen Gipfeln sind Fragen

*Eine naturalistisch durchtränkte Parodie*

Personen:

- Ein Dozent der philosophischen Fakultät
- Studenten

*Die Szene:*

*Ein Seminarraum der Kölner Universität. Die Architektur ist ausbruchsicher, dicke Ziegelsteine, an denen angetrockneter Mörtel haftet, ersetzen die Fenster, der blaßgraue Teppichboden ist fleckenübersät: Kakao, Limonade, Fett. Die Tische stehen halbkreisförmig angeordnet. In wenigen Minuten beginnt das Grundlagenseminar der neueren deutschen Literatur, 2. Semesterwochenstunde. Jeder eintretende Student trägt einen Stuhl herein. Die Moden sind bunt, die Aktivitäten einfarbig (Stricken, dumpfes Warten, halblaute Unterhaltungen).*

*Der Dozent tritt ein, bahnt sich seinen Weg. Er trägt Bluejeans, einen hellgrünen Pullover. Sein Bart ist dünn, aber gewollt, die Frisur schwankt zwischen minimalistisch (Stirn) und ausufernd (Hinterkopf, Schulter).*

10 DOZENT: Liebe Freunde, das macht mich betroffen...

*(Auditorium schweigt. Man hört Stühlerücken.)*

DOZENT: Nee, wirklich. Ein Proseminar mit 35 Teilnehmern, das geht nicht. Können nicht einige von euch woanders hingehen. Die Jutta z. B., die macht 'n ganz tolles Seminar über das Normenproblem im Literaturunterricht. Das lohnt sich, bestimmt.

15 *(Auditorium schweigt. Das Stühlerücken hat aufgehört.)*

DOZENT: Na gut, wie ihr wollt. Vielleicht überlegen sich ja einige noch...

1. STUDENT *(mechanisch, er ist nur von seinen Nachbarn zu verstehen):*

Das find ich nicht gut, daß du hier in so repressive Verhaltensweisen zurückfällst und versuchst, uns hier rauszudrücken.

20 DOZENT: Bitte. Ich meine, das ist akustisch bei mir nicht angekommen.

1. STUDENT: Ich finds nicht gut, wie du dich verhältst. Ich mein, dein Verhalten, ja.

DOZENT: Du, ich versteh, was du meinst. Aber der Fakt ist, der Betrieb an so ner Uni zwingt einen dazu.

1. STUDENT: Ja, aber...

25 DOZENT: Nein, nein, ich seh dein Problem. Aber mit 35 Leuten, das kann einen schon betroffen machen. Ich wollt euch wirklich nicht unterdrücken und ich finds auch gut, wenn ihr euch artikuliert. Ich mein, wir sind auf Kommunikation angewiesen.

2. STUDENT: Nun fang bloß nicht mit Sängern und Empfängern an, das haben wir auf der Schule schon durchgezogen.

30 DOZENT: Du, es heißt Sender und Empfänger, verstehst du? In der Kommunikationssituation, du verstehst.

2. STUDENT: Ich weiß.

DOZENT: Ich wollts nur mal gesagt haben.

35 *(Auditorium schweigt. Dozent schweigt. Auditorium: vereinzelt Husten, die Tür geht auf, jemand fragt, wo Raum 0307 zu finden sei.)*

DOZENT: Das ist doch furchtbar an so ner Massenuni, jeder sucht was. *(zu dem Fragesteller)* Ich muß dir sagen, ich kanns dir nicht sagen.

3. STUDENT: Nebenan. Das ist nebenan.

*(Auditorium: ein kurzes Lachen.)*

40 FRAGESTELLER: Danke. *(Die Tür fällt zu.)*

DOZENT: Ich würde vorschlagen, wir fangen mal an. Also, wir haben uns ja vorgenommen, heute Lyrik zu machen. Ich hab dazu mal was von Goethe mitgebracht.

*(Auditorium: Stille. Ein einzelnes Lachen.)*

45 DOZENT: Ich weiß, das überrascht euch. Aber ich muß dazu gleich was sagen: Ich mach das nicht, weil ich euch hier mit den sogenannten Klassikern kommen will. Bei den Klassikern muß man immer erst mal fragen, wer sie eigentlich dazu gemacht hat. Ich meine, wer bestimmt eigentlich, was Literatur ist. Man nennt das übrigens mit dem Fachterminus: das Kanonproblem.

1. STUDENT: Kannst du das noch einmal wiederholen?

50 DOZENT: Ja klar. Kanonproblem.

4. STUDENT: Wie schreibt sich das?

DOZENT: Du, Orthographie ist ein Unfall. Das ist irgendwann mal festgelegt worden, das versteh ich nicht, daß du danach fragst. Mit einem „a“, glaub ich. *(Er lächelt.)*

4. STUDENT: Und was versteht man darunter?

55 DOZENT: Das ist ne wichtige Frage. Also ihr kennt doch nen Kanon vom Singen her, ihr wart doch mal alle im Kirchenchor. *(Er lacht zufrieden über diesen Scherz.)*  
*(Auditorium schweigt.)*

60 DOZENT: Ja, und Kanonproblem heißt danach zu fragen, wie Literatur zustandekommt. Da wird ein Haufen Texte geschrieben, aber irgendwer befindet darüber, was hohe Literatur ist und was nicht. Ich mein, Kanonproblem heißt nach den gesellschaftlichen Bedingungen zu fragen, ha, ja, - Literatur ist ja abhängig von der Ideologie, die in der Gesellschaft herrscht.  
*(Auditorium schweigt.)*

65 DOZENT: Das hat doch mit der Lyrik zu tun, versteht ihr, wie die Gesellschaft aussieht, in der sie gemacht wird. Seht ihr, ich bin an der soziologischen Seite der Literatur interessiert, ich hab mir gesagt, als ich noch Student war: Den Brecht, ja, den find ich gut, mit Rilke und Hölderlin hab ich nichts am Hut.  
*(Gelächter im Saal)*

DOZENT: Ich versteh das Lachen nicht, ich bekenne mich zur soziologischen Schule, da gibts nichts zu lachen.

70 5. STUDENT: Das reimt sich.

DOZENT: Ach so.

5. STUDENT: Was ist denn jetzt mit Goethe?

75 DOZENT: Ja, ich hab hier den Goethe mitgebracht, damit wir mal fragen können, was so'n Gedicht ausmacht, soll heißen: was ist eigentlich konstitutiv dafür? Ich teils mal aus, gibt mal einer die Papers rum? *(Die Blätter zirkulieren, die Studenten lesen stumm.)*

DOZENT: Hat's jetzt jeder gelesen. Also ich fänds irgendwo wichtig, wenns mal einer vorlesen könnte. Wer machts? *(Niemand meldet sich.)*

DOZENT: Nun kommt schon. Hier kann sich keiner blamieren, ich geb keine Zensuren fürs Lesen. *(Er lacht. Niemand meldet sich.)*

80 DOZENT: Ich seh das Problem nicht. Aber jetzt ruf ich auf, offenbar braucht ihr noch euren autoritären Teacherman. Also, wie wärs mit dir?

6. STUDENT: *(liest klar artikuliert, mit variiertes Betonung)*

Ein Gleiches

Über allen Gipfeln

85 Ist Ruh,

In allen Wipfeln

Spürest du

Kaum einen Hauch;

Die Vögelein schweigen im Walde.

90 Warte nur, balde

Ruhest du auch.

*(Auditorium schweigt. Ruhe im Saal. Warten)*

95 DOZENT: Du, da hat nur noch ne Kerze gefehlt und wir hätten eine Gebetsstunde gehabt. Ich fürchte, wir müssen uns mal darüber unterhalten, was sich die Leute so unter einem traditionellen Gedichtvortrag vorstellen; da ist offenbar noch viel hängengeblieben.

6. STUDENT: War es nicht gut?

DOZENT: Die Frage ist so falsch gestellt, die Frage trifft nicht. Es war gut, aber auch nicht gut.  
*(Er lächelt.)*

*(Auditorium schweigt)*

100 DOZENT: So hat man vor fünfzig Jahren gelesen, da wurde Lyrik konsumiert, verstehst du?

6. STUDENT: Nein, das verstehe ich nicht!

DOZENT: Verstehst du: Lyrik als Tranquilizer. Man wollte sich um die Fragen drücken, sich beruhigen. So wie du liest, bewegt sich nichts, die Lyrik, meine ich.

7. STUDENT: Ich finde, er hat sehr gut gelesen.

105 DOZENT: Das stimmt irgendwo nicht. Nimm doch die erste Zeile: Über allen Gipfeln ist Ruh. Da muß man doch fragen: Was ist das für eine Ruhe, wird da nicht von den Problemen abgelenkt, statt sich damit auseinanderzusetzen? Ist das nicht die Ruhe der Reaktion, oder so? Die Fragen muß man doch hören können, man darf sich nicht mit dem Gedicht so einfach identifizieren. Also ich finde, man vertuscht da was, wenn mans so macht. Da drängt sich doch die  
110 Frage auf, was sind das für Vögelein, die da schweigen. Die Vögel, das sind schließlich symbolisierte Menschen, und die sollen also schweigen, oder? Außerdem werden sie noch eingeschüchtert, damit sie das Maul halten. Das muß man doch klar sehen.

7. STUDENT: Ich habe es so verstanden, daß da der Tod gemeint ist.

DOZENT: Du, da geb ich dir recht, aber das meint doch den gesellschaftlichen Tod.

115 7. STUDENT: Das find ich nicht.

DOZENT: Doch!

7. STUDENT: Nein!

DOZENT: Ich brech hier ab, ich möchte nicht, daß du dich hier in so 'ne ideologische Position flüchtest, das wär schade. Außerdem möchte ich jetzt gern eine rauchen gehen, schließlich haben wir hier an der Uni nicht nur'n Kopf, sondern auch'n Körper. Ich bin nicht so verlogen und ignorier das, die Körperbedürfnisse, mein ich. Oder hat noch einer was zu fragen?

*(Auditorium schweigt)*

DOZENT: Gut; dann diskutieren wir in zehn Minuten weiter.

aus: Lutz R. Gilmer (Hg). Ausgesuchte Einakter und Kurzspiele.  
Grafenstein Verlag, München 1987

## Texte zur Aufgabe V

Sarah Kirsch (geb. 1935)

### Fluchtpunkt

- Heine ging zu Fuß durchs Gebirge  
Er vertrödelte sich in Häusern, auf Plätzen  
Und brauchte zwei Wochen für eine Strecke  
Die wir in einem Tag durchgefahrr wären
- 5 Unsere Reisen führen von einem Land  
Gleich in das nächste von Einzelheiten  
Können wir uns nicht aufhalten lassen  
Uns zwingen die eignen Maschinen  
Ohne Verweilen weiterzurasen Expeditionen
- 10 Ins Innre der Menschen sind uns versagt  
Die Schutthalden Irrgärten schönen Gefilde  
Bleiben unerforscht und verborgen  
Die Kellner brauchen unsere Zeitung nicht  
Ihre Nachrichten sind aus dem Fernsehn
- 15 Es gibt verschiedene Autos eine Art Menschen  
Alles ist austauschbar wo wir auch sind.

aus: Europäisches Lesebuch. R. Oldenbourg Verlag GmbH, München 1992

Erich Kästner (1899 - 1974)

### Die Zeit fährt Auto

- Die Städte wachsen. Und die Kurse steigen.  
Wenn jemand Geld hat, hat er auch Kredit.  
Die Konten reden. Die Bilanzen schweigen.  
Die Menschen sperren aus. Die Menschen streiken.
- 5 Der Globus dreht sich. Und wir drehn uns mit.
- Die Zeit fährt Auto. Doch kein Mensch kann lenken.  
Das Leben fliegt wie ein Gehöft vorbei.  
Minister sprechen oft vom Steuersenken.  
Wer weiß, ob sie im Ernste daran denken?
- 10 Der Globus dreht sich und geht nicht entzwei.
- Die Käufer kaufen. Und die Händler werben.  
Das Geld kursiert, als sei das seine Pflicht.  
Fabriken wachsen. Und Fabriken sterben.  
Was gestern war, geht heute schon in Scherben.
- 15 Der Globus dreht sich. Doch man sieht es nicht.

aus: Erich Kästner. Herz auf Taille. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1988